

Sexualisierte Gewalt und die Möglichkeiten der Mediation – ein Versuch

Zusammenfassung

Seit fast fünfzehn Jahren sind zahlreiche Kommissionen tätig, um sexualisierte Gewalt insbesondere gegenüber Schutzbefohlenen aufzudecken, aufzuklären und aufzuarbeiten. Die Befunde erschrecken zutiefst, allein schon quantitativ. Sie legen nahe, dass Missbrauch wohl in allen Feldern der modernen Gesellschaften anzutreffen ist, also vielleicht sogar ein Problem darstellt, das anthropologisch zu deuten ist. Die Berichte erfassen zwar das (vermutete, weil oft mit Dunkelziffern verbundene) Ausmaß des Geschehens, eröffnen bislang jedoch wenig Perspektiven zu einer (gesellschaftlichen) Bewältigung, die über die wichtige Aufgabe hinausgeht, dass Betroffene sich artikulieren können. Der Beitrag plädiert für eine differenzierte Sicht auf das Geschehen und dafür, aus dieser heraus Strategien zu entwickeln, die einen Umgang mit Betroffenen erlauben, der als gleichermaßen individuell wie sozial konstruktiv gelten kann.

Schlüsselwörter

Sexualisierte Gewalt, Missbrauch, Machtausübung, Aufarbeitung, Sprache finden, Theorie der Mediation

Einleitung: Beredte Sprachlosigkeit

Die folgenden Überlegungen gründen auf Erfahrungen und Beobachtungen, die der Verfasser im Rahmen seiner nunmehr langjährigen Tätigkeit im Rahmen einer unabhängigen Aufarbeitungskommission machen konnte. Zahlreiche Überlegungen müssen dabei als Hinweise verstanden werden, die aus Gründen des Personenschutzes nur angedeutet werden können; ähnliche Beobachtungen finden sich allerdings in der Literatur. Wobei festzuhalten ist, dass die Debatte seit nunmehr über drei Jahrzehnten geführt wird, die Literatur also schon unübersichtlich geworden ist. Sie unterliegt konjunkturellen Schwankungen mit Höhepunkten etwa um 1995, dann noch einmal nach 2010 sowie nun erneut in den letzten Jahren. Erstaunen muss allerdings, dass die Konzepte zur Prävention dann doch eher übersichtlich bleiben (vgl. z. B. <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/kinder-und-jugend/kinder-und-jugendschutz/schutz-vor-sexualisierter-gewalt> [letzter Zugriff 8.8.2024]; Wolff, Schröer, Fegert 2017; Richstein, Tschan 2017). Noch mehr irritiert, dass eher selten Ideen entwickelt werden, die auf eine als gut empfundene Begleitung von Betroffenen gerichtet sind, deren Wünsche und Bedürfnisse als hochgradig vielfältig anzusehen sind. Hier versucht der Beitrag einen Anstoß zu geben, bewusst um den Preis, dass mögliche Differenzierungen in der Darstellung der vorlie-

genden Befunde vernachlässigt werden. Umfassende Literaturhinweise finden sich auf der Website der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (<https://www.aufarbeitungskommission.de/>). Auf diese Seiten verweise ich pauschal, um die von mir vorgetragenen Überlegungen nicht zu überlasten; sie wollen als Denkanstöße verstanden werden und eben als ein Versuch.

Als Kind oder Jugendliche(r) sexualisierter Gewalt ausgesetzt gewesen zu sein, gehört zu den belastendsten und nachhaltigsten Erfahrungen, welche Menschen angetan werden können; regelmäßig werden nicht nur posttraumatische Belastungsstörungen diagnostiziert, die lebenslang anhalten, sondern auch andere psychische Einschränkungen, die zuweilen schwer zu klassifizieren und kaum zu behandeln sind. Häufig zeigen sich intersektionelle Belastungen für die Lebenswege, die durch den Missbrauch verstärkt wurden, wenn nicht sogar ein geradezu auslösender Faktor wurden, so etwa in Fällen, in welchen Behinderung und Adressierung durch die Jugendhilfe nach familiären Krisen zusammentreffen. Berichte über solche Erfahrungen machen fassungslos und seltsam sprachlos, nicht zuletzt weil Hilfeinstanzen zu Mittätern werden. Denn das Geschehen lässt sich nicht wirklich begreifen, schon gar nicht in einfachen Modellen rekonstruieren, wie etwa in einem Erklärungszusammenhang von Armut und einer Gefährdung durch sexualisierte Gewalt. Obwohl in

vielen Fällen solche Zusammenhänge bestehen, wie etwa zwischen Behinderung und der Betroffenheit durch sexualisierte Gewalt oder Kinder, die als Adressaten der Kinder- und Jugendhilfe dem Missbrauch ausgesetzt waren (vgl. Brachmann 2019). Grundsätzlich gilt, dass die jungen Menschen eher gefährdet und betroffen sind, die nur über eine geringe Verhandlungsstärke und wenig Selbstbewusstsein verfügen.

Wer sich mit Fällen in diesem Feld der Gewalt auseinandersetzt, wird sich einfachen Rekonstruktionen widersetzen, die etwa auch in kirchlichen Schreiben angeboten werden. Vielleicht zurecht, weil eine sehr tief im Menschen und in der Entwicklung von für die Menschen wirksamen Kooperationen angelegte (vgl. Tomasello 2020) und im Inzesttabu ausgesprochene Form von Empathie nahezu verbietet, den Betroffenen mit Worten zu kommen, die doch leer klingen oder das Erlebte so einordnen, dass es gezähmt scheint. In Worte gefasst wirkt es schnell als eine Geste der Entschuldigung für Täter oder Tatverdächtige, die die Opfer kaum ertragen können. Man will das Sprechen vermeiden, weil die Betroffenen des Missbrauchs oft mit Wut, meist aber mit Scham und Ängsten kämpfen, nicht nur, weil sie von den Beschuldigten und Tätern mit schwerster Bestrafung bedroht wurden: »Dir droht Schlimmstes, wenn Du uns verrätst«. Die Perfidie des »uns« gehört zu den schrecklichsten Momenten im Geschehen, vom Verlangen nach Stillschweigen ganz abgesehen. Vielmehr bewegen jedoch die Betroffenen und Opfer selbst tiefe Loyalitäten und Bindungen. Bindungen an die kirchlichen Zusammenhänge, dann an die Gemeinde (die in den vorliegenden Studien zum Missbrauch in Kirchen und ihrer Falldynamik zu wenig beachtet wird, selbst wenn auf sie hingewiesen wird – etwa im Titel der Untersuchung von Dill, Täubrich, Caspari et al. 2023). Ängste wirken, vor allem davor, dass sie

die für ihr Leben wichtigste Stütze verlieren könnten, nämlich den Glauben.

Aber: Dieser Macht des Sprechens entkommt man nicht, selbst wenn es unvermeidlich Hilflosigkeit hervorruft. Denn die Worte bieten sofort Widerhaken für das Denken als Fragen zu den Begriffen, auch wenn sie allgemein Ge-

Zu fragen gilt es aber auch, warum der Blick in den Aufarbeitungskommissionen der Kirchen vorrangig auf Kinder gerichtet ist – heute mehr denn je und intensiver als etwa vor rund 30 Jahren, als die Debatte um sexualisierte Gewalt durch die feministische Bewegung angestoßen wurde. Dies geschieht sicher, weil Kinder und

Junge Menschen, die über eine geringe Verhandlungsstärke und wenig Selbstbewusstsein verfügen, sind eher von Missbrauch betroffen.



brauch finden: Was heißt eigentlich Übergriffigkeit, Grenzverletzung, sexualisierte Gewalt? Müssen diese Begriffe nicht – so belastend es sein mag – präzisiert werden, weil andernfalls ein Dickicht von schwer zu fassenden Beschreibungen und subjektiven Bewertungen meist zu Lasten der Betroffenen entsteht? Diesen droht nämlich, dass ihre eigene Bewertung des Geschehens in Zweifel gerät, weil es von Außenstehenden sowohl überdramatisiert wie unterschätzt werden kann. Die subjektiven Wahrnehmungen müssen aber ernst genommen werden. Warum richtet sich das Augenmerk auf sexualisierte Gewalt und nicht auf Gewalt schlechthin – die in den Fällen ebenso als unvorstellbare Grausamkeit etwa in Internaten und Heimen, auch in Pfarreien und Sportvereinen an Personen aller Altersgruppen zu notieren ist? Klingt in dieser Perspektive auf sexualisierte Gewalt nicht sogar eine Obsession an, die Teil des Problems sein könnte? Weil sie selbst sexualisiert ist, mit Voyeurismus zu tun hat? Zumindest in medialen Darstellungen kann man sich dieses Eindrucks zuweilen nicht erwehren, allzumal wenn das Moment der Sexualität gegenüber dem der Gewalt und der Machtausübung in den Vordergrund gerückt wird.

Jugendliche (die WHO fasst alle unter 18 Jahren als *Kinder* zusammen) sich in institutionalisierten Abhängigkeitsverhältnissen bewegen und einer Obhut und besonderen Fürsorgepflicht bedürfen. Aber werden solche Institutionen für Bildung nicht manchmal vor allem in Berücksichtigung von Anforderungen des Arbeitsmarktes gefordert, hinter denen dann die Bedürfnisse von Kindern zurücktreten und die Einsichten in die institutionell gegebenen Gefährdungslagen vergessen werden (vgl. Fegert, Wolff 2015)? Institutionen mit Fachkräften, die dann Distanz und Nähe ausbalancieren müssen – vorzüglich besser als dies in familiären Lebenspraxen geschehen könne, denen aber immerhin das Inzesttabu Einhaltung auferlegt, um von den innerfamiliären Logiken der Informalität und Emotionalität ganz zu schweigen – bei aller Ambivalenz, die diese nun auszeichnet (vgl. Honig 1986; Winkler 2012). Fachkräfte – wenn es sie denn überhaupt gibt –, denen manches, erziehungswissenschaftlich geheiligte Konzept die Asymmetrie ausgeredet hat, welche zwischen Erwachsenen und Kinder besteht. Und: Wieso sollen Erwachsene nicht der Aufmerksamkeit und Sorge bedürfen, wenn sie Gewalt ausgesetzt sind. Weil sie zur Selbständigkeit befähigt sind? Selbst wenn sie in eine Situation vielfacher Abhängigkeit geraten, wie sie früher oft

in der – miesen – Behauptung mündete, die Opfer seien doch selbst schuld. Der Fluch der Abhängigkeit besteht eben darin, dass eine Form von Konsens entsteht, der keiner ist – kein Stockholmsyndrom, eher aber eine komplexe Form von Bindung im Alltag, aufgebaut zwischen Belohnung und Bedrohung, die jahrzehntelang nachwirkt.

Ob das Geschehen stets soziologisch zu erklären ist, muss offenbleiben. Zuweilen wird davon gesprochen, dass Gewalt schlechthin, sexualisierte zudem, ein Phänomen ist, das anthropologisch zu begreifen ist, mithin als Moment in der menschlichen Existenz begriffen werden muss; mit Freud wäre sie der Triebstruktur zuzuordnen, die ein Überleben sichert, was schon

schwieriges Fahrwasser. Zuweilen breitet sich Abwehr aus, vielleicht aus Resignation, sowohl gegenüber der Ubiquität des Geschehens als auch der Vielfalt und Komplexität, die mit ihm verbunden ist. Dies zeugt von Ambiguität und Ambivalenzen, deren Verlust beobachtet wird (Bauer 2018), die aber gerne technisch unterlaufen werden. Vergeblich, denn Vielfalt und Komplexität, Universalität und Einmaligkeit verlangen eigentlich ein vieldimensionales und dialektisches Denken. Doch davon deutet sich wenig in den zahlreichen Studien an, die sich inzwischen kaum mehr überblicken lassen; hier ist eine einträgliche Aufklärungs- und Aufarbeitungsindustrie entstanden (vgl. <https://www.aufarbeitungskommission.de/>) mit guten Beschäftigungsmöglichkeiten für Anwaltskanzleien und Hochschulen, meist auf quantitative Erhebungen und Strukturanalysen gerichtet. Manchmal hat man das Gefühl, mit einem Überbietungswettbewerb zu tun zu haben, wenn es um Zahlen geht; verbreitet sind krude Rekonstruktionen von Netzwerken, mit Behauptungen, die geschichtlich ignorant und alltags- und lebensweltfremd sind. In der Erziehungswissenschaft hat eben eine solche Studie für Irritation gesorgt – übrigens nicht zuletzt, weil sie die Betroffenen kaum zu Wort kommen lässt (vgl. Zur Diskussion 2024). Der Überschwang, ein Netzwerk entdeckt haben zu wollen, wird jedenfalls mit medialer Aufmerksamkeit honoriert. Der Verdacht drängt sich auf, der Bericht habe auf diese gezielt. Düster sieht die Lage in anderen gesellschaftlichen Feldern aus, für den Sport zeichnen sich bislang nur Ansätze von Aufarbeitung ab, in anderen Bereichen (etwa bei der Polizei) redet man sich darauf heraus, dass es sich doch um Erwachsene handle.

Immerhin drängt sich hier eine systematisch relevante Unterscheidung auf: Kirchen und Glaubensgemeinschaften werden vorrangig als Tatzusammenhänge wahrgenommen, weil sie sich an ih-

Sexuell motivierte und so realisierte Gewalt tritt überall und vermutlich schon immer und möglicherweise in allen Gesellschaftsformen auf.

Endlich: Müssen wir die Aufmerksamkeit nur auf die Kirchen richten? Festzuhalten ist, dass sexuell motivierte und so realisierte Gewalt überall und vermutlich schon immer und möglicherweise in allen Gesellschaftsformen auftritt. Sexualisierte Gewalt begegnet real in den Räumen der Medien, lange vor #metoo den Beteiligten bekannt. Sie ist in den Feldern der ästhetischen Produktion, bei Film und Theater zu finden. Kunst begnügt sich eben nicht immer mit Sublimation – erinnert sei an die #metoo-Kampagne. Sexualisierte Gewalt wird in pädagogischen Zusammenhängen ausgeübt, vor allem im Sport, und wird aus allen hierarchisierten Institutionen berichtet, aus der Polizei ebenso wie aus dem Militär, aktuell findet ein Prozess bei den Pfadfindern statt (vgl. Löw 2024). Manchmal fällt es schwer zu unterscheiden, um nur einige mögliche Kategorien willkürlich auszuwählen: Sexualisierte Gewalt kann triebhaft bestimmt sein, aber auch als Feindschaft gegenüber dem anderen Geschlecht oder gegen Menschen, die sich als queer verstehen. Wie differenziert man zwischen dem aktivierten Hass gegen andere, geschlechtlich bestimmte Lebensformen und dem Ausleben der eigenen Sexualität, die in bloße Aggression umgeschlagen ist?

bei ihm die Bedeutung zivilisatorischer Anstrengungen hervorhebt, zu welchen ethische Praktiken und moralische Verge-wisserung gehören. Zumindest Pädophilie wird in der Psychiatrie als genetische Disposition und Pathologie vermutet (so etwa im Fall Teichtmeister, vgl. NeMUP¹), die nicht geheilt, aber beherrscht werden kann; sie wird eher Männern zugeordnet. Gewalt aber begegnet man bei Frauen ebenso, zuweilen auf grausamste Weise. Erinnert sei an KZ-Wächterinnen. Oder an Erzieherinnen, die Mädchen und Buben zwingen, Erbrochenes zu essen – oder, so in einer Fallakte, so viele Süßigkeiten in den Mund eines Kindes stopfen, dass es zu ersticken droht. Ebenso findet sich nackter Körperkontakt zwischen Erzieherinnen und noch sehr kleinen Kindern in den Akten, gerechtfertigt als wärmender Akt.

Aufarbeitungsindustrie und die Tendenz zur Vereinfachung

Tatsächlich gerät die Aufarbeitung von sexuell motivierter Gewalt aktuell in ein

¹ NeMUP steht für den vom Bundesdeutschen Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungsverbund: Neurobiologische Grundlagen von Pädophilie und sexuellem Missbrauchsverhalten gegen Kinder.

ren eigenen ethischen Maßstäben messen lassen müssen. Und dies, obwohl gar nicht gewiss ist, ob Menschen in ihnen mehr gefährdet sind als in anderen sozialen Räumen. Dieser Nachweis einer höheren Prävalenz fehlt. Eine Erklärung für diese besondere Aufmerksamkeit lautet: Kirchen sind von einem Säkularisierungsschub betroffen, sie sind keine gierigen Institutionen mehr, sondern werden sozial unwichtig. Deshalb kann man sie in Augenschein nehmen, sie sind verletzlich – und insofern tritt hervor, wie verletzend sie als Institutionen und Organisationen handeln. Nicht zuletzt, weil die Opfer der Beschuldigten in einen Loyalitätskonflikt geraten, den sie kaum aushalten. Immerhin gilt: Wer sich löst und die Taten bekannt macht, verliert nicht viel. Im Gegenteil: Zuweilen winkt ein materieller Ausgleich. Das klingt zugegebenermaßen zynisch und wird – dies möchte ich ausdrücklich betonen – der Mehrzahl der Opfer nicht gerecht.

Dennoch: Der Glaube ist längst in andere soziale Bereiche gewandert, die dann weniger streng oder gar nicht beobachtet werden. Zumal sie mit synoptischen Strukturen verbunden sind, in welchen die Akteure hohes Ansehen genießen (wie z. B. beim Fußball). Tatsächlich werden Bischöfe im Gegensatz zu denen, die den Kulturbereich oder gar den Sport bestimmen, nicht mehr wirklich ernst genommen. Im Sport finden sich zudem viele Gelegenheiten für Missbrauch, einerseits getarnt als Training, andererseits damit verbunden, dass die Abhängigkeitsverhältnisse und Machtstrukturen mit dem biografischen Erfolg auf den jeweiligen Märkten verbunden sind. Wer sich dem Verlangen beugt, das machtvoll ausgesprochen und mit Gewalt durchgesetzt wird, darf immer noch auf den Aufstieg hoffen. Die Ideologie des Markt-Wettbewerbs und damit der Kapitalisierung des eigenen Körpers wirkt – besser als das Versprechen des Seelenheils. Es geht um inner-

weltliche, kapitalistische Transzendenz, die erst recht die Täter schützt: gläubige Gemeinden und Angehörige, Fans, die sich vom Erfolg etwas versprechen, schweigen, vertuschen und verdrängen.

Man kann das verallgemeinern: Wann immer die Tatorte mit organisatorischen und institutionellen Zusammenhängen verbunden sind, die auf Wettbewerb und Erfolg auf einem Markt ausgerichtet sind, wird das Schweigen der Opfer wahrscheinlicher – man kann und darf angesichts dieser Logik vermuten, dass die Zahl der Übergriffe und Grenzverletzungen weitaus höher liegt als gemeinhin an-

zum Widerstand fehlt – weil sie schon (intersektional) anderen Machtformen ausgesetzt sind, belastenden familiären Situationen oder den Interventionen der Kinder- und Jugendhilfe. Sie haben keine Verhandlungsmacht, können sich daher nicht wehren; zuweilen spielt (zugesprochene) Behinderung eine Rolle. Hinzu treten Strukturen der Entmächtigung, wie sie durch die Überzeugungs-Gemeinden gegeben sind, oft in Verbindung mit Familien, die sich dem Glauben (an den Erfolg) unterworfen haben. Wieder kann spirituelle Transzendenz erwähnt werden, meist verbunden mit einer Form von mystischem Mythos. Es

Kirchen und Glaubensgemeinschaften werden vorrangig als Tatzusammenhänge wahrgenommen, weil sie sich an ihren eigenen ethischen Maßstäben messen lassen müssen.



genommen. Insbesondere auch, weil dieser Mechanismus nun ganz besonders für die Felder gilt, die als pädagogische bezeichnet werden. Die Hinweise auf sexuellen Missbrauch, auf Gewalt und Machtausübung in diesen sind zahlreich. Aber das Schweigen verrät, dass in diesem Apparat des (versprochenen) Aufstiegs Vieles hingegenommen wird – als Beispiel wären die englischen Eliteinternate anzuführen, über deren Verbot schon das britische Parlament diskutierte.

Komplexe Problemkonstellationen – eine Herausforderung für Kommunikation bietende Hilfeverfahren wie z. B. Mediation

Erstens sind in besonderer Weise Kinder und Jugendliche von sexualisierter Gewalt betroffen, denen selbst die Kraft

gilt dann, das Geheimnis mit allen Mitteln zu wahren – und dazu gehört die Weigerung, die Gewaltausübung begreifen zu wollen. Dies begegnet uns übrigens auch wiederum im Sport, wo diese Überhöhung mit dem Bekenntnis zu einem/einer Trainer:in einhergeht, der/die für das höhere Ziel steht, das oft zusätzlich nationalistisch gefärbt ist.

Zweitens aber erweisen sich die Strukturen und Mechanismen eben doch nicht als so systematisch, wie das Forschende, wie z. B. im Feld der Mediation Tätige, gerne erhoffen und zeigen möchten. Da ist schnell von Netzwerken die Rede, davon, dass klare und eindeutige, geradezu mechanische Beziehungen angenommen werden können. Erstaunlich oft in einem befremdenden moralischen Furor, der historische und soziale Rahmenbedingungen nicht mehr in Rechnung stellt. Übersehen wird zudem, wie die Beschuldigten und Täter selbst in starken Organisationen meist über eine Autonomie verfügten, die ihnen Machtspielräume gegeben hat (vgl. hierzu Zur Diskus-

sion 2024). Aber auch mentale Muster, die als Fachwissen verbreitet worden sind, werden wichtig. Wenn die Kirchenoberen Beschuldigte schützen, dann erhoffen sie für diese zuweilen Resozialisierung oder einen Neuanfang (durch Versetzung), um sich als christlicher Arbeitgeber zu erweisen. Dies freilich immer auf Kosten der Betroffenen, die zum Schweigen gebracht werden. Aber selbst da tritt noch ein Paradox auf: Nicht wenige der Betroffenen versuchen selbst ihre Glaubensgemeinschaft zu schützen (oder eben den Sport). Sie wollen ihr Leiden artikulieren, ohne das Gesamte in Frage zu stellen – weil es ihre eigene Lebensgrundlage bedeutet.

aber selbst da ist Vorsicht angebracht: Zuweilen wird sie noch von jenen ausgeübt, die selbst an Machtdefiziten leiden, weshalb sie sich an Kindern vergreifen. In kirchlichen Akten fällt regelmäßig auf, wie schwach die Täter selbst oft sind; schon im Priesterseminar wurden kognitive wie charakterliche Defizite konstatiert, die kompensiert wurden, oft durch Alkohol, nicht selten durch ein verblüffendes Selbstbewusstsein, das durch die Priesterweihe überhöht wurde. Im Sport kann man Ähnliches beobachten, verbunden dort aber mit der Aussicht auf Erfolg, der allerdings damit einhergeht, dass die Trainer sozusagen erst nach der siegreichen Athletin genannt werden.

ten – weshalb der Wert der öffentlichen Debatte gar nicht zu überschätzen ist. Sie finden nun eine Deutung für sich, die ihre Lebensgeschichte abrundet und schließen lässt. Und das Gefühl gibt, doch ein Subjekt zu sein – wenigstens jetzt, wenn man über die Gewalt und den Missbrauch in der kirchlichen Einrichtung sprechen kann. Nicht um anzuklagen, sondern um sich mitzuteilen und gehört zu werden – einschließlich der Paradoxie, selbst gläubig geblieben zu sein, ja sogar dem Bischof sich anzuvertrauen. Sie suchen einen Ausgleich, manchmal sogar eine Versöhnung, jenseits einer monetären Anerkennung des Leids, wie sie etwa von den Kirchen angeboten wird. Und auch hier stellt sich die vorab formulierte Frage, ob Verfahren wie Mediation dies tatsächlich leisten können – ein nicht einfaches Feld.



Nicht wenige der Betroffenen versuchen ihre Glaubensgemeinschaft zu schützen.

Deshalb muss man sich drittens davor hüten, allzu einfachen Modellierungen zu folgen, sowohl im Blick auf Täter wie auf Betroffene. Schon grundsätzlich stellt sich hier die Frage, ob Mediation hilfreich sein kann; denn sie ist auf einen Konsens zwischen Menschen gerichtet. Die Psychiatrie rechnet jedenfalls auf Täterseite mit Dispositionen, in einer sozialwissenschaftlich informierten pädagogischen Denkweise kann man zwar Ermöglichungsstrukturen erkennen, sollte aber Einzeltäter und sogar Einmaligkeit nicht ausschließen; sorgfältige Aktenstudien allzumal in methodisch qualitativen Zugängen belegen eben auch solche Einmaligkeit und Einzeltäterschaft; sie müssen bedacht werden, allzumal im Blick auf Präventionsmaßnahmen und deren Grenzen.² Situativ hat sexualisierte Gewalt mit aktueller (Über-)Macht zu tun,

2 Ich verweise hier etwas generalisierend auf die Studien des Münchener Instituts für Praxisforschung und Praxisberatung IPP, insbesondere auf die inzwischen zahlreichen Untersuchungen von Heiner Keupp und Peter Caspari.

Die Macher bleiben im Hintergrund – wobei sie ihrerseits Herstellungsfantasien nachgehen, die dann mit Objektivierungstendenzen einhergehen. In der Kirche versprechen Täter oder Beschuldigte, die missbrauchte Frau in der Pfarre anzustellen, den missbrauchten Jugendlichen bei der nächsten Reise mitzunehmen, im Sport lockt die Teilnahme an der Meisterschaft.

Nicht minder komplex sind die Lebensgeschichten der Betroffenen. Meist wachsen sie in hoch belastenden Konstellationen auf, in welchen sichere wie achtungsvolle Strukturen und Bindungen sowie Personen fehlten, denen sie sich anvertrauen konnten oder die für die Erfahrung von Glück sorgten (vgl. Brachmann 2019). Beschädigte Existenzen, die nun missbraucht wurden – verraten von Vertretern einer Institution, die ihnen Hoffnung gab. Lebensgeschichten, die vom Scheitern bedroht und betroffen waren, aber jetzt endlich eine Erklärung finden, mit der sie leben können. Dankbar dafür, dass sie sich artikulieren konn-

Demut angesichts von Vielfalt und Komplexität – eine kleine Theorie der Mediation

Nüchtern gesagt: Kein Fall gleicht dem anderen und doch ähneln sie einander: Wer sich mit sexualisierter Gewalt befasst, beschreibend und analytisch, vor allem jedoch in Kontexten der Hilfe, Unterstützung und Prävention, sollte sich deshalb vor zu viel Selbstgewissheit hüten, insbesondere in der moralischen Beurteilung des Geschehens. Die ist nötig, aber sollte und muss kritisch geprüft werden – etwa im Blick auf historische Kontexte.³ Selbst als vorgeblich

3 Das Problem lässt sich gut an Vorstellungen über Sexualität zeigen, die in den 1970er und 1980er Jahren weite Verbreitung auch in fachlichen Kreisen der Pädagogik gefunden haben und zumindest als Liberalisierung im Umgang zwischen Erwachsenen und Kindern, genauer Jugendlichen, interpretiert wurden. Erinnerung sei etwa an Bestseller wie Günther Amendts »Sexfront«. In diesem Zusammenhang muss auch das sogenannte Kentler-Experiment gesehen werden, das zuletzt auch Gegenstand kritischer Medienberichterstattung geworden ist.

neutraler, wissenschaftlicher Beobachter ist man involviert, findet sich in einem Wechselbad der Gefühle, die einen zuweilen zutiefst irritieren. Es lohnt sich, zumindest Fragen zu stellen. Könnte es sein, dass die Kirchen vielleicht mehr Schutz bieten als die Mehrzahl der anderen sozialen Felder? Verzerrt es den Blick, dass die Daten zu sexualisierter Gewalt im Sport noch längst nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen, ebenso die zu Schulen und Kindertagesstätten? Zumal diese noch gedelt werden, indem ihnen hoher gesellschaftlicher Wert zugesprochen wird, ohne die an ihnen bestehenden Risiken klar zu benennen. Immerhin hat es doch intensive Auseinandersetzungen über strukturelle Gewalt in pädagogischen Einrichtungen gegeben. Oder, weiter ausgreifend, was passiert eigentlich mit Gesellschaften, wenn die institutionellen Gestalten der Religion, also die Kirchen durch Delegitimation zerstört sind? Brechen dann moralische Auseinandersetzungen auf, die nicht mehr einzufangen sind? Können sich Gesellschaften auf säkulare Ethiken verlassen, wenn diese ein hohes Reflexionsniveau verlangen, wie dies Lawrence Kohlberg gezeigt hat? Oder, banaler: Was passiert denn eigentlich mit einer guten Sexualpädagogik, wenn Sexualität als Thematik der Auseinandersetzung selbst verbannt wird (wie es sich seit geraumer Zeit in einigen Bundesstaaten der USA abzeichnet) – bleiben dann nur noch die Porno-Seiten des Internets (vgl. Niemeyer 2019)?

Vielleicht aber besteht gerade in dieser in der Öffentlichkeit zwar verdrängten, aber in der Realität für alle Betroffenen ständig bestehenden Ungewissheit und Mehrdeutigkeit die Chance zu einem – vorsichtig formuliert – auf Mediation gerichtetem Denken und Handeln, also weder eine auf die Bewältigung von Traumata noch auf posttraumatische Belastungsstörungen gerichtete Therapie. Zumal einige der an Opfer gerichteten Angebote wenig seriös und manche es-

terisch wirken; erneut drängt sich der Eindruck einer Industrie auf, die davon profitiert, dass die katholische Kirche den Wünschen der Betroffenen folgt. Abzuwarten bleibt, wie sich die evangelische Kirche verhalten wird. Interessant ist, dass sich andere Glaubensgemeinschaften der Thematik überhaupt nicht angenommen haben. Ist die Lösung also die Mediation – vielleicht sogar als Pflicht (vgl. Kriegel 2006), weil sie methodisch nicht streng festgelegt ist?

Wichtig wäre nämlich zweierlei: *Einerseits* ein Sprechen, das sich darum bemüht, einen Rahmen zu schaffen ähnlich dem, was manche philosophischen Praxen ermöglichen, in unserem Zusammenhang darauf ausgerichtet, die Beziehungen und Verhältnisse sichtbar zu machen und vielleicht zu klären, wie sie zwischen sozialen, sogar institutionellen Bedingungen des Lebens und der individuellen Biografie bestehen. Möglicherweise um zu erkennen, wie das Leiden in eine produktive Spannung zu dem sozialen und kulturellen, auch religiösen Ganzen gebracht werden kann. Dies klingt seltsam, reagiert aber auf den Wunsch vieler, die ihre eigene Geschichte ordnen und schließen wollen (vgl. Breithaupt 2022). *Andererseits* eine Öffnung des Gesprächs, gerichtet auf Dialog oder sogar auf einen Polylog, mit der Bereitschaft zu einem offenen Ausgang. Gute Beratungsstellen leisten das übrigens schon. Sie versuchen in ruhiger Zuwendung und Anstrengung gemeinsam die Sachverhalte so zu klären, dass sie für alle Beteiligten und vor allem für die Betroffenen aufgearbeitet werden können. Ein Täter-Opfer-Ausgleich scheint unwahrscheinlich, manchmal schon deshalb, weil die Beschuldigten und Täter zuweilen verstorben sind oder nicht alle die Begegnung wünschen. Manche ertragen es nicht einmal, einander in der Entfernung zu sehen. Zudem nutzen manche Täter die Begegnung, um sich zu rechtfertigen, zuweilen restituieren sie das Machtge-

fälle, das ihnen die Gewaltanwendung ermöglicht hat. Hier treten die Grenzen der Mediation hervor, und es stellt sich die Frage, ob es einen Ausgleich zwischen Betroffenen und einer Institution geben kann. Aufgrund der (von meiner Arbeitsgruppe durchgeführten) Aktenstudien würde ich dies bejahen, ohne schon einen guten Weg zu erkennen.

Vielleicht gibt es zudem über die unmittelbar Betroffenen und Beteiligten hinaus noch andere Opfer, eben die – ich formuliere das bewusst altmodisch – moralische Ordnung und Ökonomie, wenn nicht sogar Ökologie einer Gesellschaft, das Moment des Gemeinsamen und das einer gemeinsam geteilten Utopie, wie es etwa in Religionen mitschwingt.

Mediation bedeutet also, an der Grenze der Sprache zu arbeiten, in einem vorsichtigen Ringen darum, ein Geschehen so zu begreifen, dass es eingefangen und mit einer Perspektive verbunden wird, die gemeinsam entwickelt und entworfen wird; wobei »gemeinsam« bewusst offen gehalten wird, weil es offensichtlich darum geht, soziale Mikroformen zu entwickeln, in welchen Betroffene und für sie bedeutsame Personen so miteinander ins Gespräch kommen können, dass sie selbst ein – um das im Sinne der Ethik des Aristoteles zu formulieren – »Gut« entwickeln. Manchmal kann das eine Gestalt des Glaubens sein, manchmal die Institution oder Organisation, der Täter und Betroffene oder Opfer angehört haben. Es kann auch gegen einen Beistand gerichtet sein, der einen als Opfer *feststellt*, weil selbst aufrichtig gemeinte Worte hohl klingen und provozieren; in Fallakten der von den Kirchen eingesetzten unabhängigen Aufarbeitungskommissionen spürt man zuweilen Empörung und hilflose Wut über manches Schreiben. Wenn sich Bischöfe etwa für Täter entschuldigen, sich schämen, Betroffenheit aussprechen, dann schwingt immer ein falscher Ton mit, wie auch in der Standardformel der Kirche »In Anerkennung des Leids«,

der sogleich angefügt wird, dass kein Rechtsanspruch besteht. Kann man Leid überhaupt anerkennen? Aber es gibt wohl keine Alternative zu dem Versuch, das Sprechen zu ermöglichen, vielleicht – der Gedanke klingt zunächst absurd – in einer Form des gemeinsamen Schweigens. In einem Setting, das Menschen zusammenbringt, ohne Bedrohung, in einem Nebeneinander, das doch Vertrauen schafft. Ohne Sprechzwang, in Anerkennung vielleicht auch, dass ein Sprechen nicht möglich ist, weil die Worte blockiert sind.⁴ Weil Reden ebenfalls Machtausübung bedeuten kann, weil vielleicht helfen kann, in einem Schweigen bei- und miteinander zu sein. So ganz geht mir das Konzept der Spiegelneuronen nicht aus dem Kopf, das zumindest die Idee erlaubt, dass Austausch- und Verständigungsprozesse vorsprachlich möglich sein könnten, weil es eine biologische Grundlage der Empathie gibt (vgl. Rizzolatti, Sinigaglia 2008).

Wichtiger könnte jedoch sein, überhaupt eine Sprache zu finden. Dass die öffentliche Debatte um Missbrauch in der Kirche spätestens seit 2010 einsetzt (von den Betroffenen übrigens schon weit früher wahrgenommen), wirkt für viele wie ein Befreiungsakt: Eine Tür wurde geöffnet, Worte und Denkmodelle standen und stehen seitdem zur Verfügung. Diese sind mit Irritationen verbunden, weil viele sprechen wollen und müssen und dennoch eine Öffentlichkeit scheuen, die sie selbst wiederum als gefährlich für das eigene Anliegen sehen. Andere entdecken wiederum die Möglichkeit, selbst Akteure und zu einer öffentlichen Person, die als Opfer anerkannt wird, zu

4 Im Hintergrund der Überlegung stehen Erfahrungen mit jungen Menschen, die eine Diagnose im Autismusspektrum hatten, auf die üblichen Formen einer Zuwendung nicht reagierten, aber durch – zuweilen – lang anhaltendes sprachloses Miteinander soviel Vertrauen entwickelten, dass sie in Interaktionen eintreten konnten.

werden. Sie drohen damit und schreien es geradezu heraus.

Nur gleicht kein Tathergang wirklich dem anderen. Es geht daher darum, der Individualität der Fälle in dem Bewusstsein gerecht zu werden, dass Kontexte und Systematiken dechiffriert werden, die Machtausübung und sexualisierte Gewalt ermöglichen oder sogar erleichtern: die verborgenen Räume in der Kirche, die Sakristei insbesondere, das Training getrennt von Anderen, die Umkleide, oftmals die Heimfahrt im Auto, ein vordergründig freundliches Angebot. Solche Kontexte sehen und benennen zu können, ermöglicht ein Verstehen des Geschehens, aus dem Subjektivität erwachsen kann. Dabei handelt es sich um kein Verzeihen, sondern eine gemeinsame Auseinandersetzung, die eine Aneignung der eigenen Lebensgeschichte erlauben könnte (vgl. Winkler 2021) – gegen eine Kultur des Schweigens und Wegsehens im Verein oder in der Kirchengemeinde: »*der doch nicht*« oder: »*das können wir uns nicht vorstellen*«. Und dann eben auch – für jede/n engagierte/n Forscher:in – die bittere Einsicht, dass zuweilen Betroffene eine Geschichte erzählen, die nur gewünscht oder geträumt war (vgl. zur Problematik der Narration Breithaupt 2022). Inzwischen stellen manchmal vordergründig triviale Kriminalfilme differenziertere Bilder vor als die eine oder andere sozialwissenschaftliche Studie: Father Brown, eine BBC-Serie inspiriert durch Chesterton's Figur, entwirft in der frühen Folge *Der Staub des Teufels* Perspektiven und Deutungen, die man sich für manche Studie wünschen würde. Übrigens einschließlich der Hinweise auf Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsprozesse, die alttestamentarisch gerechtfertigt werden und die zu ihrer Zeit sogar aus hygienischen Gründen berechtigt waren. Solche Differenzierung sollte ebenfalls nicht verschwiegen werden.

Es geht also darum, eine Sprache zu (er-)finden, die den Blick auf Individua-

lität und Kontextualität erlaubt, vor allem um die Komplexität zu begreifen. Hier könnte man einwenden, dass dies nur die Täter schützt. Aber selbst wenn man auf Rechtsstaatlichkeit besteht und Vorverurteilungen vermeiden möchte, bedarf es der Einsicht in Komplexität, um die Betroffenen gut durch ihren eigenen Fall und ihre Not zu begleiten und sie in ihrem Kampf um eine Lösung ihrer Geschichte zu unterstützen. Manche signalisieren, dass es ihnen um Aufdeckung und Wahrheit geht, oft in der erklärten Absicht, die Religion und die Kirche selbst zu reinigen, zu heilen und wiederherzustellen. Sie sind dabei zuweilen ohne Gram in eigener Sache – mit dem Verweis darauf, dass die eigene Familie stabil geblieben ist, die betroffenen Kinder keinen Schaden genommen haben und selbst als Erwachsene eine gute Ehe führen können – und wünschen weder Entschädigung oder Wiedergutmachung. Das ist schon stimmig und aufrichtig und lässt keine Schutzbehauptung zu, die verhindert, dass Traumata durchbrechen und das Geschehen eingekapselt wird, was ebenfalls als Strategie der Bewältigung zuzubilligen ist.

Fazit

Mediation könnte also helfen, eine Biografie endlich als die eigene annehmen zu können, um ein selbstbestimmtes Leben zu führen – sofern das überhaupt möglich ist. Eine Lebensgeschichte so abzurunden, dass sie biografisch integriert werden kann. Der Kreativität ist keine Grenze gesetzt, für manche ist es wichtig, dass die Tat bekannt wird, dass sie damit gleichsam ausgeglichen wird, indem die Institution eine Spende an eine Hilfsorganisation überweist. Nahezu in allen Fällen (aber eben nicht in jedem) spielt es eine zentrale Rolle, selbst zu sprechen und gehört zu werden, Empathie zu erfahren und als glaubwürdig zu gelten. Oft ist dies mit

dem Wunsch verbunden, nicht selbst zu beschädigen, was einen verletzt hat – in den Kirchen ebenso wie im Sport –, weil man dem dort gegebenen Ideal verpflichtet ist und man es für sich selbst und für ein gemeinsames soziales Ganzes wichtig hält. Auch das macht Mediation sinnvoll: Betroffene und Opfer halten an der Organisation oder Institution fest, in einer manchmal schwer verständlichen Paradoxie. Forscher:innen können diese Einstellung nicht nachvollziehen, erklären sie mit einer sozialisatorischen Über- und Zwangsmacht der Institution. Man kann das anders sehen, nämlich als Einsicht, dass nicht aufs Spiel gesetzt werden soll, was eine Gemeinschaft oder Gesellschaft zusammenhält. Selbst wenn man in dieser Leid erfahren hat.

Vielleicht wäre das ein weiteres, gutes Argument für Mediation in Fällen sexualisierter Gewalt.

Sexualized Violence and the Possibilities of Mediation – An Attempt

Abstract For almost fifteen years, numerous commissions have been working to uncover, clarify and come to terms with sexualized violence, particularly against those in need of protection. The findings are deeply shocking, if only in quantitative terms. They then suggest that abuse is probably to be found in all areas of modern societies, and therefore perhaps even represents a problem that can be interpreted anthropologically. Although the reports record the (presumed, because often associated with unreported) extent of what is happening, they have so far opened up few perspectives for (social) coping that go beyond the important task of enabling those affected to articulate themselves. This article argues in favour of a differentiated view of what is happening and for the development of strategies that allow those affected to deal with them in a way that

can be considered both individually and socially constructive.

Keywords Sexualized Violence, Abuse, Exercise of Power, Coming to Terms, Finding Language, Theory of Mediation

Literatur

- Bauer, T. (2018). Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Stuttgart: Reclam.
- Brachmann, J. (2019). Tatort Odenwaldschule. Das Tätersystem und die diskursive Praxis der Aufarbeitung von Vorkommnissen sexualisierter Gewalt. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Breithaupt, F. (2022). Das narrative Gehirn. Was unsere Neuronen erzählen. Berlin: Suhrkamp.
- Coser, L. A. (2015). Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement. Berlin: Suhrkamp.
- Dill, H., Täubrich, M., Caspari, P. et al. (2023). Aufarbeitung sexualisierter Gewalt im Bistum Essen: Fallbezogene und gemeindeorientierte Analysen. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Fegert, J. M., Wolff, M. (Hrsg.) (2015). Kompendium »Sexueller Missbrauch in Institutionen«. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Honig, M.-S. (1986). Verhäuslichte Gewalt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kriegel, K. (2006). Mediationspflicht. Über die Notwendigkeit einer Begleitung von Eltern bei Trennung und Scheidung. Jena: edition paideia.
- Löw, U. (2024). »Ich schweige. Pfadfinderehrenwort!«. Nürnberger Nachrichten, 14.5.2024, S. 9.
- Niemeyer, C. (2019). Sozialpädagogik als Sexualpädagogik. Beiträge zu einer notwendigen Neuorientierung des Faches als Lehrbuch. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Retkowski, A., Treibel, A., Truider, E. (Hrsg.) (2018). Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Richstein, K. H., Tschan, W. (2017). Weiterbildung zur Prävention sexualisierter Gewalt. Das Modellprojekt des Erzbistums Freiburg im Breisgau. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Rizzolatti, G., Sinigaglia, C. (2008). Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schäfer, R. (2003). Trennungs- und Scheidungsmediation als organisierte Verständigung zur Konfliktregelung. Ein sozialpädagogisches Angebot der Kinder- und Jugendhilfe am Beispiel der Thüringer Jugendämter. Würzburg: Ergon-Verlag.

- Tomasello, M. (2020). Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese. Berlin: Suhrkamp.
- Winkler, M. (2012). Erziehung in der Familie. Innenansichten des pädagogischen Alltags. Stuttgart: Kohlhammer.
- Winkler, M. (2021): Eine Theorie der Sozialpädagogik. Neuauflage mit neuem Nachwort. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Wolff, M., Schröer, W., Fegert, J. M. (Hrsg.) (2017). Schutzkonzepte in Theorie und Praxis. Ein beteiligungsorientiertes Werkbuch. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa
- Zur Diskussion (2024). Zeitschrift für Sozialpädagogik (22, 2), S. 169–223.

Der Autor



Prof. Dr. Michael Winkler

Gleimstrasse 21
90478 Nürnberg
michael.winkler@uni-jena.de

Univ. Prof. (i.R.) Dr. phil. habil. Michael Winkler, geb. 1953 in Wien. Studium Pädagogik, Germanistik, Geschichte und Philosophie Universität Erlangen. Professuren: HdK Berlin, Universität Kiel. 1992 bis 2018 Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik und Theorie der Sozialpädagogik Universität Jena, langjährig Direktor des Instituts für Bildung und Kultur. Gastprofessuren u. a. in Wien und Graz. Auslandsaufenthalte u. a. Taiwan, Polen und Israel. Arbeitsgebiete: Theorie und Geschichte der Pädagogik und der Sozialpädagogik, Kinder- und Jugendhilfe, Inklusion, Familienerziehung. Letzte Monografie: Identität und Sozialpädagogik (2023).